

und mehr als ein Mal wurden die Kommunisten geschlagen. Erst gegen Ende 1949 waren die roten Streitkräfte Chinas stark genug, zu einem entscheidenden Angriff auf die Moslems des Nordwestens anzutreten. Durch den Zusammenbruch Nationalchinas ihres militärischen Rückhalts beraubt, verloren diese den Mut, wurden unter sich uneins und nach wenigen Gefechten überrannt.

Nun steht der chinesische Islam mit all seinen verwickelten Problemen der siegreichen Macht des Kommunismus gegenüber. Dieser hat es nicht mehr nötig, ihn zu umwerben und mit seiner schwierigen, religiös bedingten Gesellschaftsordnung Nachsicht zu üben. Er ist Sieger. Und er hat die benachbarte Sowjet-Union als Vorbild, wie heikle Minderheitenfragen am einfachsten zu lösen sind.

Der Kampf um Asien. Richard L.-G. Deverall, der sich zwei Jahre in kulturell-erzieherischer Mission (Arbeitererziehung) im besetzten Japan aufgehalten hat, veröffentlichte in der Wochenschrift „America“ (2. Dez. 1950, Vol. 84, Nr. 9) einen beachtenswerten Beitrag zum Gegenwartsthema „Asien“.

Der Osten hatte sich in der nahen Vergangenheit außer mit den alteingesessenen „Imperialisten“ europäischen Ursprungs auch mit den japanischen Eroberern auseinanderzusetzen. Eigentümlich ist hier, was Deverall feststellen mußte: Der kleine Mann in den ostasiatischen Ländern verzeiht den Japanern leichter als den Weißen, ja er denkt oft mit Sehnsucht an den „älteren Bruder“ aus dem Reiche des Tenno zurück, der den abendländischen Eindringlingen zum erstenmale gründlich den Meister gezeigt hat. Dabei war die japanische Besatzung alles andere als leicht. Woher der Haß gegen den weißen Mann? „Er ist das furchtbare Vermächtnis der portugiesischen, britischen, französischen, holländischen und sonstigen (europäischen) Fremdherrschaft über Asien.“ Mit dieser Fremdherrschaft war der Dünkel der weißen Rasse verbunden, ihre Überheblichkeit und Mißachtung der farbigen Völker. Der Begriff des überlegenen Herrenvolkes, den die westlichen Kolonialmächte in ihrer Heimat an Hitlers Rassenideologie verdammt, wurde durch sie in den überseeischen Gebieten bedenkenlos angewandt. Der Asiate sieht im Weißen indes nicht nur den fremden Eroberer, sondern auch den Ausbeuter. Durchweg wurde die Wirtschaft der Kolonien ja nicht nach den einheimischen Bedürfnissen, sondern nach jener der europäischen Herrenvölker ausgerichtet. So wurden zum Beispiel viele Millionen Hektar Land für Gummi- und Teeplantagen verwandt, die vom einheimischen Gesichtspunkt aus besser mit Getreide, Reis und anderen Nahrungsmitteln bepflanzt würden. Der weiße Mann darf sich keiner Täuschung hingeben: alle seine Vergehen und Versäumnisse sind in der Seele des Asiaten eingeschrieben.

Andererseits gaben sich auch die ehemals oder heute noch beherrschten Völker in ihrer Abneigung gegen den Weißen gefährlichen Täuschungen hin. Ihr Elend hat noch andere Ursachen als die europäische Kolonialpolitik. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Indiens sind seit seiner Unabhängigkeitserklärung nicht geringer, sondern größer geworden. Das sind nicht nur Nachwehen der Fremdherrschaft, sondern auch ortsbedingte Übelstände. Die Landwirtschaft der östlichen Völker arbeitet zum Teil noch mit Mitteln, die 5000 Jahre hinter der Zeit zurück sind. Und die einheimischen Grundherren, Kaufleute, Geldverleiher und industriellen Arbeitgeber schröpfen die Masse des Volkes weit schlimmer, als es die Europäer je getan haben.

Das Elend ist groß und wird von den Kommunisten ausgebeutet, die skrupellos bald unter nationaler, bald unter sozialer Flagge wühlen. Was kann der Westen tun, um den Sieg des Sowjetsterns über diese ungeheuren Ländermassen zu verhindern? China ist bereits verloren.

Zunächst muß der weiße Mann umlernen. Er muß die Ebenbürtigkeit der „farbigen“ Völker anerkennen, in seinem Geben und Geben, nicht nur in papierenen Entschlüssen und toten Paragraphen. Das würde ihm am leichtesten fallen, wenn er sich der Grundsätze des Evangeliums erinnerte. Sodann muß er dem Asiaten — und zwar ohne politische Hypotheken — in der wirtschaftlichen Hebung seines Landes helfen. Da bedarf es zunächst einmal einer Entwicklung der Landwirtschaft durch Bewässerung, bessere Gerätschaften und chemisch-technische Hilfsmittel. Kraftwerke müssen gebaut, Straßen und Wege angelegt werden. Die bisher meist besitzlosen Pflüger des Bodens müssen durch eine Landreform zu wirklichen Bauern erhoben werden, mit einem Stück Land, groß genug, um eine Familie zu ernähren. Die Industrie muß neu organisiert werden. „Der Parasitencharakter der bisherigen Wirtschaft ist derart, daß keine Modernisierung den Lebensstandard des gemeinen Mannes heben kann, ohne in den Lebens- und Kulturgewohnheiten gründlich Wandel zu schaffen.“ So gibt es in einem größeren Lande Asiens vier Millionen Industriearbeiter, vierzig Millionen mittellose Landarbeiter und zehn Millionen Hausangestellte. Ihnen stehen gegenüber Zehntausende von Warenhändlern, Geldverleihern und Gutsbesitzern, welche die Industrie- und Landarbeiter aussaugen und sich eine riesige, gänzlich unproduktive Dienerschaft halten. Die Hilfe für diese Länder wird um so schwieriger sein, als die einheimischen Politiker zwar die Demokratie im Munde führen, aber in Wirklichkeit nicht nur aus der Ausbeutung der Massen Nutzen ziehen, sondern oft sogar an der Spitze der Ausbeuter stehen.

Rußlands Schwächen. Die „Civitas“, das Organ des Schweizerischen Studentenwerkes, bringt im Januarheft 1951 einen Aufsatz von Edgar Schorer über die schwachen Punkte der russischen militärischen Stärke, der geeignet ist, die von bestimmter Seite geschürte Furcht vor der bolschewistischen Macht auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen.

Als ersten Punkt nennt der Verfasser die geographische Lage Rußlands. Nicht weniger als 28000 Kilometer Landgrenzen und mindestens 16000 Kilometer Meeresgrenzen sind im Ernstfall zu schützen. Zwar kann Rußland bei der Mobilisierung jedes 15. Mannes auf jeden Kilometer 337 Mann stellen (die Schweiz dagegen bei Mobilisierung jedes 10. Mannes nur 237), aber die ungeheuren Entfernungen der Grenzen machen eine rasche Verschiebung der Truppen, die in jedem Krieg notwendig ist, fast unmöglich. Dies wird noch erschwert durch die geringe Dichte des Eisenbahnnetzes, das für einen Krieg unersetzlich ist. Der Krieg hat das Schienennetz der UdSSR zum großen Teil zerstört. Das sei zwar wieder behoben, und ganz sicher seien inzwischen auch neue Bahnen gebaut, trotzdem sei die Sowjetunion allen westlichen Ländern darin weit unterlegen.

Eine weitere Schwäche bildet im Kriegsfall das Wirtschaftssystem Rußlands. Wohl habe das Land durch die Forcierung der Arbeit erstaunliche Leistungen erzielt, aber solche Steigerungen ließen sich nicht beliebig lang durchhalten und vor allem nicht unbegrenzt höhertreiben. Es sei im Gegenteil zu erwarten, daß die russische Wirtschaft durch Überspannung in den ersten Kriegsmonaten einen nicht mehr gutzumachenden Rückschlag erleide. Auch fehlt es der Sowjetunion an kriegswichtigen Grundstoffen wie Öl, Kautschuck, Aluminium und Wolle. Von 488,97 Millionen Tonnen Ölerzeugung treffen nach einem Bericht der Royal Dutch Company 1948 nur 30,60 Millionen auf Rußland, während die USA 292,5 Millionen erzeugen. Wohl wird dieses gewaltige Defizit in etwa durch die Ölerzeugnisse Rumäniens ausgeglichen, aber auch Amerika stehen noch andere Hilfsquellen zur Verfügung.